

Die Lauwiser und ihr See : Erzählung aus den Jahren 1831 bis 1836 [Fortsetzung folgt]

Autor(en): **Küchler-Ming, R.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **53 (1949-1950)**

Heft 16

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-669019>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Ich hab ihm's versprochen, dem Dres und den andern.“

„Du hast nichts zu versprechen. Diesem Bündner schon gar nid. Ich sag's dir jetzt ein für allemal: das Bügel mit diesem Dres hört auf.“

„Aber Vater!“

„Ich dulde keine Liebeleien, und aus einer Heirat gibt's nichts.“

„Vater, Vater!“

„Mach keine Dummheiten, Maitli!“

„Sei doch nid so hart!“

„Nie und nimmer geb ich da den Willen drein.“

„Der tausend Gott's Willen, Vater!“

„Tu doch nid so verrückt!“

„Ich hab ihn doch so lieb, Vaterli! ... Bitte, bitte!“ sagt das Agathli verzweifelt und lehnt den Kopf an des Wydischreiners Schulter.

„Das vergeht schon wieder,“ erklärt dieser mit einem weicheren Klang in der Stimme.

„Nie, nie! Ich kann nid anders als ihn gern haben, heillos gern.“

„'s geht nid lang, so zieht er wieder fort.“

„Dann geh ich mit ihm.“

„Sag nid solche Dummheiten!“

„Das ist mein heiliger Ernst. Ohne den Dres kann ich nid sein.“

„Ich will dir dann schon sagen, wo Lands.“

Das Agathli fängt zu weinen an.

„Tu doch nid flennen, daß 's all Leut sehen!“

Der Andres, der nicht mehr allein auf dem Schwingplatz sitzen bleiben konnte, kommt auf die beiden zu.

„Was ist mit dem Agathli? ... Was hat's gegeben?“ fragt er besorgt.

„Das mach ich mit ihm selber aus,“ sagt der Wydischreiner und kehrt dem Andres den Rücken.

Jetzt kommt auch der Balz heran, umringt von seinen Freunden und gefolgt vom Hansli, der mit Stolz und Freude den Kilbibenz führt.

Wie er das Agathli so weinen sieht, winkt er seinen Freunden, weiter zu gehen und kommt auf das Mädchen zu. Weich und lieb fragt er: „Was ist los, Agathli? ... Was hast?“

Das Mädchen schluchzt.

„Sag mir's doch! ... Ich helf dir gewiß, wenn ich kann.“

„Der Vater ... der Vater will nid ...“

„Was will er nid, der Vater?“

„Daß ich mit dem Dres ...“

Wieder schluchzt das Mädchen. Aber der Balz fragt nicht weiter. Er weiß genug ... Schon wieder so ein Steckgrind von einem Alten! Da sind doch alle gleich. Die können und wollen die Jungen einfach nicht verstehen.

„Plagt doch das arme Agathli nid so!“ sagt er mit schwingerköniglichem Selbstbewußtsein zum Wydischreiner. „Es kommt jetzt mit uns auf die Gumme. Das haben wir schon lang so abgemacht. Und ich versprech Euch, daß ich es am Abend gsund und gerecht auf Lauwis zrug bringe.“

„Vorderhand hab noch ich zu befehlen,“ sagt der Wydischreiner, ohne sich von des Balzen selbstsicherer Rede beirren zu lassen. „Gehet meinweg, wohin ihr wollt. Das Maitli kommt mit mir.“

„Der Dres ist ein braver Bursch. So brav wie der bravst Lauwiser,“ wagt der Balz weiter zu rechten.

„Da hab ich nichts dawider. Aber es gibt im Bündnerland Maitli gnug für ihn.“

„Er will das Agathli, und wenn es ihn nimmt, so müßt ihr's lassen.“

„So einer wo kaum recht trocken ist hinter den Ohren, muß mir nid kinderlehren.“

„Ich will euch gar nid kinderlehren. Ich sag euch nur, daß der Dres das Agathli bekommt. Und damit ich nid der Letzt bin, geb ich dem Pärchen jetzt schon mein Hochzeitsgeschenk ... He, Hansli! Gib dem Dres den Benz! ... So Dres! da habt ihr etwas für die Aussteuer, du und d's Agathli.“

Der Dres, der ob des Wydischreiners Rede wie ein geprügelter Hund dagestanden ist, lächelt ein wenig und will danken.

„Mir nid! Mir hast nichts zu danken. Ich hab dem Mattlidoftor auch nid danket und tu's nid.“

Damit eilt der Balz den andern Burschen nach, froh, daß er dem Wydischreiner die Meinung gesagt hat, und dem Mattlidoftor keinen Dank mehr schuldet.

Der Andres zieht das geschmückte Schaf an sich heran und tätschelt es am Kopf. So ein großer, fetter Milbibenz ist ein schöner Beitrag zum Hochzeitsgut für einen armen Burschen.

Auch das Agathli hat seine Augen getrocknet und stellt seine Zahnschäufelchen wieder heraus und will hinüber zum Dres, das frühe Hochzeitsgeschenk mit Tätscheln und Krätzeln zu begrüßen.

Doch der Wydischreiner nimmt es am Arm und führt es hinüber zur Hütte, wo er seinen Tourmister abgelegt hat. „Du hast mir zu folgen. Die gehen uns nichts an, weder der Bündner noch der Benz.“

Niemand hat jetzt mehr recht Freude am Milbibenz, nicht einmal der Andres. Er gibt ihn dem Hansli, daß er ihn wieder zurückführe in den Stall, wo ihn das Kropflibabi so hoffärtig aufgepußt hatte.

Nach einer Erfrischung mit Molke und Käse trennen sich die Gäste.

Wie der Hansli mit dem Pfarrer und dem Mattlidoftor bergabwandert, steigen die Schatzen aus dem Tal herauf.

Es war ein schöner Jakobstag, aber nicht für alle folgte ihm ein glücklicher Abend. Wenigstens fürs Agathli nicht, und auch nicht für den Dres.

Des Weibels Frau bäckt Lebkuchen, und der Gäßlipeter ist in Not

In Bingweibels Küche ist Großbetrieb. Die Mutter bäckt Lebkuchen. Auf dem blank geschuerten Tisch türmt sich ein Berg von grobem Vollmehl. Die Mutter hat es fein verrieben, daß nicht Kügelchen noch Knötchen drin blieben. In einer mächtigen braungebrannten Schüssel hat sie eine Brühe von Kandiszucker und eingedicktem Birnensaft und Most bereit gemacht und Zimmet hineingetan und Nelkenpulver und zuletzt noch Muskatnuß dareingerieben.

Jetzt kommt der große Augenblick.

„Jetzt, jetzt!“ rufen die Kinder und drängen sich an die Mutter heran.

Und der Hansli nimmt den kleinen Bascheli auf die Arme, daß auch ihm das Schauspiel nicht entgehe.

Die Mutter hat die Schüssel mit der würzigen, braunen Brühe auf die Bank gestellt, direkt unter den grauweißen Mehlberg. Jetzt nimmt sie das Töpfchen mit der Potasche vom Gestell herunter. Jetzt kann es losgehen.

Indem sie mit der einen Hand rasch den langen Holzlöffel durch die Schüssel schwingt, streut sie mit der andern Hand die Potasche hinein. Und, richtig, es kommt. Es sprudelt und schäumt, und die braune Flüssigkeit steigt und steigt bis an den Rand der Schüssel. Und die Kinder klatschen in die Hände und jubeln: „Es kommt, es kommt!“ Strich für Strich streicht jetzt die Mutter den Mehlberg in die Schüssel hinunter. Und der Sprudel besänftigt sich und wird friedlich und träg und voll und dick von dem groben Mehl. Bald wälzt die Mutter den Teig auf den Tisch, würgt und knettet ihn und formt ihn zu runden Broten. Diese legt sie eines nach dem andern auf das große, schwarze Blech, um sie im Stubenofen zu backen.

Die Kinder sperren alle die Augen auf und verfolgen jede Handbewegung der Mutter, als hänge ihr ganzes, frohmütige Leben daran. Das ist halt immer ein Fest für sie, wenn die Mutter Lebkuchen bäckt. Nur wenn darnach am St. Niklausabend solch ein runder, süßer Kuchen auf den Tisch kommt und die braune Schüssel voll

bocksteif geschwungener Rahm dazu, nur dann wird dieser freudige Moment noch überboten.

Die Kleinen bemerkten es gar nicht, daß der Gäßlipeter mit jämmerlich bleichem Gesicht von der Vorlaube herein durch die Küche in die Stube ging und der Vater, der Bingweibel, mit nicht minder kummervoller Miene hinter ihm her.

Die Mutter gab den beiden einen raschen Blick. Eine rote Welle lief über ihr Gesicht und dann knettete sie mit doppelter Kraft und Macht an den Lebkuchen. Aber sie sagte nichts.

Und der Hansli tat mit dem Bascheli auf dem Arm zwei Schritte gegen die Stubentür, als wolle er den beiden Männern folgen. Wie aber die Türe ins Schloß fiel, da wandte er sich zurück, und sein Blick begegnete dem seiner Mutter.

Beider Blicke sind trotz der fröhlichen Lebkuchenbäckerei gleicherweise traurig geworden. Sie verstehen ja einander, die Mutter und der Hansli, und wissen, was die beiden Männer da drinnen für Sorgen haben. Sie wissen, daß heute ein Brief vom Unterland herauf gekommen ist, den der Vater dem Gäßlipeter zustellen mußte. Und ein Brief, den der Weibel zustellen muß, enthält gewöhnlich nichts Gutes.

Meist ist's eine Vorladung vor Gericht oder eine Zahlungsaufforderung oder Pfändungsanzeige. Hier wird's wohl etwas sein, das um das Geld geht, das der Gäßlipeter nicht hat. Denn daß er in Schulden und Nöten steckt, das haben sie gemerkt, der Hansli und seine Mutter. Und der Mutter steigt in bangem Schreck die Ahnung auf, ihr Mann möchte auch da wieder helfen. Das wäre noch das Nötigste! Es ist in den zwei Jahren, da sie nun am Stollen arbeiten, schon genug von seiner bescheidenen Habe bachab gegangen. Bald da, bald dort hat er einem seiner Freunde aus der Geldnot geholfen. Dazu noch die Fronarbeiten im Stollen, das Schreiben und Reisen in der ganzen Schweiz herum für die Angelegenheiten des Seewerkes! Alles für nichts als für Gotts Lohn. Das ist zu viel für einen kleinen Bergbauer. Das hat ihm den Beutel geleert. Und setzt er sich noch weiter ein, so geht's um Haus und Heim. Nein, der Gotts Willen! Wenn er doch nur den Kopf nicht soweit verliert! Die Frau ruft leise alle heiligen Nothelfer an.

Der Gäßlipeter hat sich auf dem äußersten Ende der langen Bank, die hinter dem Stubentisch hervorragt, niedergelassen. Sein linker Vorderarm liegt auf der Tischplatte, die arbeitschwellige Hand hängt schlaff hinunter. Ohne Kraft und Mut liegt seine Rechte auf dem schlotternden Knie, und ohne Kraft und Mut neigt sein Kopf sich über die Brust.

„Hast du denn keinen Menschen, der dir die 200 Gulden leihen würde?“ fragt der Weibel.

Der Gäßlipeter schüttelt den Kopf.

„Dein Better, der Rietlibat ist doch ein hablicher Mann. Der wird dir sicher helfen.“

Der Gäßlipeter hebt den Kopf ein wenig und schaut den Weibel an, als wolle er sehen, warum dieser seine Rede nicht mit einem Hohngelächter begleite. Da aber der Weibel ein ernstes Gesicht macht, sagt er dumpf:

„Der Rietlibat! Was kommt dir in den Sinn!“

„Er ist doch deines Vaters Schwestersohn.“

„Er hält mit den Nassen. Das weißt doch. Und wie ich im Herbst das Rind meßgen mußte, das erworfen hatte, während ich drunten schaffte, im Stollen, da riß keiner so d's Maul auf, wie der Vat. Zu meiner Frau sagte er: ‚Da ist wieder das cheibe Seewerk schuld. Die kommen alle um Sudel und Hab, die Trockenen, wenn sie in dem Loch da unten fronen, anstatt daheim für Vieh und Land zu sorgen.‘ Und als er mir kurz darnach auf der Loppbrück begegnete, da sagte er mir dreckig, so dreckig, als er nur konnte: ‚So Peter, du hast's scheint's und vermagst's, daß du um's Teufels Dank da unten im Stollen herumgrabest, während dir die Viehhab' daheim verreckt,‘ Mein. Zum Vat geh ich nid. Da bekäm' ich Hohn, aber nid Geld.“

Der Weibel läßt sich dem Peter gegenüber auf eine Stabelle nieder und stützt den Kopf auf die Hand.

Lange schweigen die beiden Männer. Beide denken, was sie nicht sagen wollen: daß das Seewerk viel mehr Opfer fordert als sie geahnt hatten. Nicht nur an Fronarbeit. Nein, auch an indirektem Schaden. Mehr als einer der Eifrigsten ist nun schon, während er im Stollen werkte, daheim zu Verlust gekommen. Das Geschrei, das darüber gemacht wird, besonders von den nassen



Zum Muttertag

Gegnern, ist allerdings größer, als es sein müßte. Und es scheint, als haben es die Massen drauf abgesehen, mit ihren Uebertreibungen den Kredit ihrer Gegner auch im Unterland zu schmälern. Das merkt keiner so deutlich wie der Weibel, der all die Ründigungen und Zahlungsbefehle zustellen muß. Und er weiß, daß im Unterland des Mattdoktors Ausspruch umhergeht: „Nid nur ihr Geld, auch ihren letzten Viehschwanz verlocken die Trockenen in dem Stollen.“

Schon bald zwei Jahre lang bohren sie und sind dem See immer noch nicht nahegekommen. Daß das Zutrauen zu ihrem Unternehmen gesunken ist, muß nun auch der Gäßlipeter schmerzlich fühlen.

Er hat zuviel Heu kaufen müssen, um sein Vieh zu überwintern, hat es mit dem Erlös aus den Mpfäßen bar bezahlen müssen, da er als trockener Lauwiser nicht mehr genug Kredit hatte, hat Unglück gehabt im Stall, so daß er kein Vieh verkaufen konnte, und dazu noch seine Frau im Kindbett. All sein Geld ist verbraucht, und die schuldigen Hypothekarzinse ab seinem Heimen sind nicht bezahlt. Jetzt ist sein Heimen verpfändet. Kann er's in nächster Zeit nicht frei machen, so kommt's unter den Hammer. Was soll er dann? Wohin mit der Frau und den sechs Kindern?

Nein, soweit darf es nicht kommen. Der Weibel kann sich's nicht verhehlen, daß des Peters Unglück zum Teil die Folge seiner Opfer für das Seewerk ist. Und was hat er dem Freund nicht alles vorgespiegelt über den Nutzen, den es der ganzen Lauwisergemeinde bringen soll! ... Er

wird ja kommen, dieser Nutzen, so sicher als der Zahltag auf Martini. Aber, um Gott's heiligen Willen, wie sich das verzieht, und wie die Last anfängt zu drücken, ihn und seine Freunde. Es wäre alles nicht so schlimm, wenn nur andere an den Erfolg glauben würden wie sie selber, wenn sie nur nicht überall von ihren Gegnern als fantastische „Goldgräber im Miststok“ verlästert und um den Kredit gebracht würden.

„Und der Kaufherr zu Landern,“ macht der Weibel wieder zögernd den Vorschlag. „Dem kommt's auf 200 Gulden nicht an.“

„Weißt doch, wie der auf die ganze Seegesellschaft zu sprechen ist, seitdem sein Konkurrent, der Schattiger Kaufmann, sich um unsere Sache annimmt.“

„Schon wahr. Aber der Firsteler zu Kornigen. Der hat immer Geld zu verleihen. Er heischt freilich hohen Zins ...“

„Ja, wegen dem Zins ... vielleicht ... , wenn ich jetzt Glück hätt' mit den Kälbern. Aber der gibt nur auf Bürgschaft.“

„Nid immer. Probier's! Bekommst du's nid, so wollen wir sehen. Ich laß dich nid im Stich.“

Wie der Weibel dies sagt, kommt seine Frau herein, denn das Jüngste, das neben dem Ofen im Korbett geschlafen hat, fängt zu winseln an. Sie muß es trocken legen. Da es mit Schreien feck einsetzt, nimmt sie einen der vielen Leinenlappen, die am warmen Stubenofen zum Trocknen angeklebt sind, wickelt ein bißchen weiches Brot und Bienenhonig hinein und bindet den Schnuller zu. Dann stopft sie ihn in das schreiend aufgerissene Mäulchen.

(Fortsetzung folgt)

Der Feldweg

Josef Reinhart

Der Feldweg führt durch Wiesen und durchs Ackerkorn,
Salbei und Kerbel nicken, und vom Sauerdorn
Die ziegelroten Trauben in der Sonne glüh'n,
Grüngoldne Käfer unter meinem Fusse flieh'n.
Gemach! Hier ging noch nie der graue Tod,
Der Aehrenschnitter nur geht hier im Morgenrot.
Das ist der Weg, der in das Paradies geführt,
Das ist der Weg, der einst des Heilands Fuss gespürt.
Der heil'ge Weg kennt keine Stunde, keine Zeit,
Er kommt vom Anbeginn und führt zur Ewigkeit.